Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 42. Sonnabend den 11. Februar 1888. 82. Jahrgang

Drei Tage in Jaluit.

* Mit Freuden benutzte ich, so erzählt uns ein Deutscher aus Australien, die sich mir bietende Gelegenheit, mich Herrn Consul Sonnenschein auf seiner Reise von Apia nach Jaluit (Marschallinseln), wohin er zur Ablösung des dortigen deutschen Reichscommissars befohlen war, anzuschließen. Ein deutsches Kriegsschiff war zur Zeit nicht in Apia anwesend, dagegen lag ein deutscher Dreimast-Schuner „Brigitta" im Hafen fertig, um nach Jaluit in See zu gehen, und entschloß sich Consul S., in diesem Schiff Passage nach seinem Bestimmungsort zu nehmen. In einigen Tagen waren die Reisevorbereitungen getroffen und ein Abschiedsgelage folgte dem anderen bis zur Abreise. Am Sonntag, den 6. August, trat günstiger Wind ein, der Capitain gab das Signal, an Bord zu kommen, und bald saßen wir in der Gig des Consulates, wo sich Herr Consul Becker und die übrigen Herren des Consulates bereits befanden, um Consul Sonnenschein an Bord zu begleiten. Hier hatten sich auch schon mehrere Herren der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft" eingefunden, um Abschied zu nehmen. Aber schon waren die Segel gesetzt und der Anker ging hoch, ein letzter Abschiedstrunk, herzliches Lebewohl und die Herren verschwanden über das Railing in den Booten. Während das Schiff langsam der Passage zusteuerte, hatten wir Zeit, den Hafen und den geliebten Strand Apias nochmals eingehend zu mustern. Es war ein herrlicher Anblick. Fast nur deutsche Schiffe ankerten im Hafen, alle im festlichen Flaggenschmuck dem deutschen Consul Lebewohl zurufend; aber auch die zahlreichen Flaggen am Strande zeigten, wie sehr Consul Sonnenschein allgemeiner Hochachtung und Beliebtheit, nicht nur bei allen Deutschen, sondern auch bei allen Einwohnern Apias anderer Nationen zu erfreuen hatte und wie allgemein man sein Scheiden von Apia bedauere. Auch das Schwenken der Hüte und Tücher aller Art einer sich den Apia-Berg hinaufbewegenden Picknick-Gesellschaft entging dem durch das Fernrohr spähenden Auge nicht. Die Mannschaften der größeren Schiffe hatten die Raaen erklommen und donnerten ein dreimaliges „Hurrah" und die gewechselten Flaggensignale zeigten den Gruß „Glückliche Reise!" Bald hatten wir die Passage verlassen und durchschnitten, vom herrlichsten Wetter begünstigt, die offene See. Aber leider hielt die Brise nicht lange an und schon am Abend befanden wir uns in völliger Stille und ziemlich drei Tage trieben wir in Stille an der Küste von Savaii entlang. Die allbekannte Leutseligkeit des Consuls, die Zuvorkommenheit des Capitains, interessante Unterhaltung und reichhaltige Lectüre ließen die Tage der Reise in angenehmster Weise vergehen, ohne durch irgend welchen unangenehmen Zwischenfall gestört zu werden. Der Geburtstag des Capitains gab zu einer kleinen Abwechselung Gelegenheit. Ein fettes Schweinchen wurde geschlachtet und wohl hatte der Schiffskoch vorher noch kein so reichhaltiges Diner an Bord zu serviren gehabt, wie an diesem Tage. Beim Klange der Gläser mit schäumendem Sect dachten wir der Lieben in der fernen Heimath und gebundene und ungebundene Reden begleiteten das Mahl. Da erscholl auf Deck der Ruf „Land in Sicht." Auf eine Entfernung von 6 bis 8 Meilen passirten wir eine sehr niedrige, dicht mit Cocospalmen bewachsene Insel, Butaritari, die fast nordwestlichste der Kingsmill-Gruppe. Leider trat am folgenden Tage Stille ein und wir mußten daher die gehegte Hoffnung, bereits am nächsten Tage — Sonntag — in Jaluit einzutreffen, aufgeben. Aber schon am Sonntag Nachmittag trat wieder günstiger Wind ein und mit steifer Brise, 10 Meilen per Stunde, legten wir die noch übrigen 130 Meilen der Reise zurück. Am Montag Morgen 6 Uhr wurde Land gemeldet, Jaluit war nach 14tägiger Reise von Apia glücklich in Sicht. Im Laufe des Vormittags kam der Lootse an Bord, um das Schiff in den Hafen zu bringen. Seine große Vorsicht, sowie zwei auf dem Strande liegende Wracks zeigten uns, daß die Einfahrt durchaus nicht ungefährlich ist, und erklärte uns der Lootse, daß häufig in der Passage der Wind abflaue und dann ein Schiff bei der sehr starken Strömung schwer vor dem Stranden zu retten sei. Glück begünstigte uns aber und bald hatten wir die gefährliche Stelle hinter uns und vor uns lag der niedrige, aber liebliche Strand von Jaluit.

An der Südostspitze der Insel ist zunächst die Niederlassung der deutschen Firma Hernsheim & Co. Copra- und Kohlenschuppen, Niederlagsgebäude u. s. w. fallen zunächst ins Auge. Dann folgen mehrere Hotels, die Niederlage von Capelle & Co. und darauf die Niederlassung der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, bestehend aus großer steinerner Werfte, mehreren Niederlagsgebäuden, Wohnhaus im ähnlichen Stil wie das derselben Firma in Apia erbaute und hierauf das deutsche Commissariat, welches sich zur Zeit noch in einem von der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft gemietheten Hause befindet. Auf der am anderen Ende gelegenen Landzunge sind die Gebäude der Honolulu-Firma Pacific Navigation Co. Der Hafen, welcher nach Süden in die sich circa 60 Meilen weit erstreckende Lagune ausläuft, bietet für unzählige Schiffe geräumigen und sicheren Ankerplatz. Als wir vor Anker waren, kam der Vertreter der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, sowie der Secretair des deutschen Commissars an Bord und erfuhren wir zunächst, daß sich der Commissar Dr. Knappe bereits seit sechs Wochen auf einer Inspectionsreise befinde, aber täglich zurückerwartet werde. Dies überraschte uns sehr, da die letzten in Apia eingelaufenen Nachrichten zu ernsten Besorgnissen über den Gesundheitszustand des Commissars Anlaß gegeben hatten.

An Land angekommen, erfreute ich mich einer überaus herzlichen und zuvorkommenden Aufnahme und Gastfreundschaft des Vertreters der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, sowie deren Angestellten. Am Nachmittag unternahmen wir einen Spaziergang, um uns über die nächste Umgebung näher zu orientiren. Angesichts des Ausdruckes „Spaziergang" sehe ich im Geiste ein spöttisches Lächeln auf den Lippen meiner verehrten Leser, welche Jaluit von früher her kennen. Auch uns hatte man vorher gesagt, daß die Durchführung der alten Lebensregel: nach der Mahlzeit sollst du stehen oder tausend Schritte gehen, nur durch Stehen oder aber durch wiederholtes Ablaufen der Veranda zu ermöglichen sei. Wie hat sich das seit der neuen Verwaltung bereits zum Besseren geändert! Längs des Strandes an der Frontseite der Häuserreihe, wo sich früher nur ein schmaler Fußsteig befand, erstreckt sich jetzt ein breiter, gerade abgesteckter Weg, auf beiden Seiten sorgfältig mit Corallen eingefaßt. Das vom Commissar angekaufte sogenannte Reichsgrundstück, zwischen der Hernsheim'schen Niederlassung und den früher erwähnten Hotels gelegen, gleicht einem Park von herrlichen Palmen aller Art. Majestätische Cocosbäume wechseln mit den gefiederten Pandanen, großblättrige Feigenbäume mit dem mit Früchten überladenen Brotfruchtbäumen, dazwischen Bananen, Sträucher und Schlinggewächse aller Art. Ein breiter, sorgfältig gepflegter Weg durchschneidet das Grundstück der ganzen Länge nach und führt an dem neuerdings errichteten Gefängniß und der Wohnung des Lootsen, welcher zur Zeit auch Polizeidienste verrichtet, vorüber, um auf dem längs des Strandes auf der Seeseite ebenfalls neu angelegten Promenadenwege zu enden. Dieser Weg soll bis zur Niederlassung der Pacific Navigation Company fortgeführt werden, so daß binnen Kurzem ein Rundgang um die ganze Insel auf die angenehmste Weise möglich sein wird. An verschiedenen Stellen angebrachte Bänke geben Gelegenheit, in beschaulicher Ruhe das Spiel der unzähligen, in allen nur denkbaren Farben schillernden Fische zu beobachten, große Mengen von Bonitos (Schweinefische) halten mit regelmäßigem Sectionsabstand ihre Springübungen in den Wellen ab. Der Reichthum an Fischen in den Lagunen der Marschall-Inseln ist ein unermeßlicher, leider sind aber darunter viele giftige Arten und jeder Europäer kann nicht dringend genug gewarnt werden, irgend welche Fische zu verzehren, ohne vorher den Rath der Eingeborenen einzuholen. Eine sehr eigenthümliche Erscheinung hierbei ist es, daß manche Arten Fische, wenn in der Lagune gefangen, giftig wirken, dieselben Arten dagegen, wenn außerhalb der Passage, ja sogar in der Passage gefangen, ohne alle Gefahr eßbar und zwar sehr wohlschmeckend sind. Andere Arten, wenn sofort nach dem Fangen gegessen, sind unschädlich, giftig wirkend dagegen sobald sie nur wenige Stunden gelegen haben. Die Gründe für diese eigenthümliche Erscheinung habe ich nicht in Erfahrung bringen können, die Thatsache aber allgemein bestätigt gefunden.

Ein Besuch bei dem Vertreter der Firma Hernsheim & Co. gab uns Gelegenheit, den in der ganzen Südsee sprichwörtlich gewordenen Hernsheim'schen Garten zu bewundern. Ja, in Wahrheit zu bewundern sind die zahlreich angelegten Bosquets in herrlicher Blumenpracht und die sorgfältig gepflegten Palmengruppen, dabei aber auch Gemüsebeete, welche prächtige Bohnen, Kohl, Carotten, Kürbisse und Gurken liefern. Jahrelange Arbeit und Mühe hat dieser tropische Garten zwar bereitet und fordert selbstverständlich noch fortwährend die größte Sorgfalt und Pflege, und Hunderte von Tonnen Erde sind mit den eigenen Schiffen von westlicher gelegenen Inseln, wie Ponape und Kusaie, importirt worden, um den steinigen Corallenboden zu einem Blüthe und Frucht erzeugenden Gartenboden umzuwandeln. Um die Eingebornen und deren Sitten auch nur einigermaßen kennen zu lernen, war mein Aufenthalt zu kurz. Nur einige sofort in die Augen fallende Sachen seien erwähnt. Der Marschall-Insulaner ist kleiner und schwächlicher in Statur als der Samoaner, von schmutzigbrauner Hautfarbe, die Gesichtszüge sind grob und derb und haben nicht das Edele wie die meisten Samoaner, faustgroße Löcher in den Ohrlappen enthalten oft Dutzende von Schildpattringen. Die am meisten sichtbare Haupterrungenschaft des eingeführten Christenthums ist, daß die Eingebornen alle Kleider tragen und dadurch die äußerst kunstvolle und fast den ganzen Körper bedeckende Tätowirung verdecken. Ob die Missionare die Tätowirung als unchristlich ganz zu unterdrücken suchen, ist mir unbekannt. Das wichtige Gebot in der Bibel: Sechs Tage sollst Du arbeiten u. s. w. ist diesen frommen Christen unbekannt, respective wird in anderer Fassung befolgt und zwar: Sechs Tage sollst Du faulenzen, aber am siebenten Tage sollst Du bei Strafe erst recht kein Werk thun, sondern im Schatten kühler Denkungsart und der Bethäuser den allmächtigen Schöpfer durch endlose und andachtslos hergeplapperte Gebete „ehren" und Dir von den Missionaren — hier zur Veränderung einmal die amerikanischen — vorpredigen lassen, daß besonders die Deutschen keine Christen und schlimmer als Heiden seien und daß der himmlische Vater die Kanaken am jüngsten Tage mit ewiger Verdammniß strafen werde, wenn sie den Deutschen Copra verkaufen oder Waaren abkaufen. Also sogar hier, wo die Frage der politischen Herrschaft bereits erledigt ist, hören die gehässigen Hetzereien, welche nur egoistische Erwerbsvortheile zum Zweck haben, nicht auf, alles aber unter dem Deckmantel der seligmachenden christlichen Religion und allgemeinen Menschenliebe. Die ansässigen Geschäftsleute sind daher genöthigt, die zur Bemannung, sowie zum Beladen und Löschen der Schiffe nöthigen Arbeitskräfte aus den Carolinen-Inseln zu importiren. (Schluß folgt.)

Fürst Bismarck vor Europa.

* Unter der vorstehenden Ueberschrift schreibt Emil Schiff der Wiener „Neuen Freien Presse" aus Berlin, 7. Februar, über das Auftreten des Reichskanzlers im Reichstage in der denkwürdigen Sitzung vom 6. Februar:

Der deutsche Reichstag hat schon manchen bewegten Tag durchlebt; auch daß, wenn der Kanzler als Redner in Sicht ist, alle Aufmerksamkeit auf diesen allein sich richtet, ist der Reichstag, den ja Bamberger einmal „eine bloße Verbrämung um den Absolutismus" genannt hat, längst gewohnt. Allein so sehr hing Deutschland, hing Europa noch nie an Bismarck's Munde — um diesen kühnen Vergil'schen Vergleich zu gebrauchen — wie am gestrigen Tage. Noch nie hatte der Kanzler auch eine solche Stimmung derart vorbereitet, wie an diesem Tage. Sonst ist es oft noch am Tage seines Erscheinens im Reichstage ein Frage- und Antwortspiel, ob er überhaupt kommt, geschweige ob er spricht. Diesmal hatte er schon fast zwei Wochen vorher durch seine Getreuen es geschickt in die Presse bringen lassen, daß er zur Militair-Vorlage, deren Annahme von vornherein nicht den geringsten Schwierigkeiten unterlag, sprechen wolle. Das war bekannt, noch ehe er aus Friedrichsruh zurückkehrte. Er kam schon mit einem Entwurf der Rede, welche er halten wollte, hierher, und er soll Tag und Nacht bis gestern daran gearbeitet haben. Die Berufung von Führern der Mehrheitsparteien und des Centrums, welches man jetzt ebenfalls für gouvernemental halten darf, mußte nur die Erwartungen, welche an seine Rede geknüpft wurden, steigern; und in der That, Fürst Bismarck hat diese Erwartungen noch übertroffen, wenigstens durch die Fülle dessen, was er sagte, durch die Größe der Conception, welche aus seiner Rede sprach, wie durch den Eindruck wahrhaft staatsmännischer Ueberlegenheit, welchen seine politischen Gedanken und seine Geschichtsanschauung jedem Hörer machen mußten. Diesen Vorzug hat seine gestrige Rede jedenfalls dadurch, daß sie bei der Lampe ausgearbeitet ist. Sie hat nicht das fortreißende Ungestüm, die unmittelbare Kraft seiner Stegreifreden, sondern sie giebt den vollendetsten Ausdruck einer Anzahl seiner politischen Ideen und ebenso die feinst erwogene Form für andere Gedanken, von denen ihm gestern viel daran lag, daß man sie für die seinen halte.

Gestern sprach der Kanzler weniger zum deutschen Reichstag und zu seinem Volke, als von seinem Volke zu Europa. Der Reichstag und die reich besetzten Tribünen waren nur Hörer und Comparsen. Und welche Hörer! Da waren schräg dem Kanzler gegenüber auf der äußersten Tribüne rechter Hand Prinz Wilhelm mit seinem Adjutanten, in der Diplomaten-Loge die Botschafter aller Großmächte und fast alle Gesandten der übrigen Staaten; in beiden Logen ein reicher Kranz eleganter und vornehmer Damen. Auch auf den übrigen Tribünen hatte nur der erlesensten Gesellschaft Zutritt verschafft werden können. Die Anderen, welche leer ausgegangen waren, belagerten noch in letzter Stunde alle Corridore des Reichstags oder suchten durch Herausholen befreundeter Abgeordneter noch eine Karte zu bekommen. Es war Alles vergebens. Auf der Straße waren Zehntausende angesammelt, die zuerst, als Prinz Wilhelm erschien, und dann beim Nahen des Kanzlers in stürmische Hochs ausbrachen, so daß das alte Haus zu beben begann und man an der gewaltigen Lufterschütterung das Kommen des Fürsten erkannte. Sein Eintritt hatte darum nichts Ueberraschendes mehr; er betrat den Saal mit einer rothen Mappe in der linken Hand; beim Oeffnen der Mappe sah man eine große Anzahl von Blättern verschiedenen Formates, alle dicht mit den Zeilen der bekannten großen, steile Buchstaben führenden Handschrift des Kanzlers bedeckt, mit Streichungen und Correcturen durchzogen, dazwischen aufgeklebte Zeitungsausschnitte, kurz, ein riesiges Redematerial, wie es sonst nur ausdauernde Frühstücksredner anzulegen pflegen. Daran erinnerte nun freilich der gewaltige Redner gar nicht. Er nahm fast unmittelbar nach Beginn der Sitzung, zu der er genau mit dem akademischen Viertel, fünfzehn Minuten nach Eins, erschienen war, das Wort und sprach unausgesetzt mehr als zwei Stunden. Wie schon bei früheren Gelegenheiten, mußte er sich einmal für etwa eine Viertelstunde niedersetzen und fuhr dann ohne sonderliche Spur von Ermüdung in seiner Rede fort.

Der Reichskanzler redete gestern überhaupt ohne erhebliche Anstrengung, doch mit besonderem Schwunge nur an jenen Stellen, wo er von dem Furor teutonicus sprach und von der Begeisterung, welche die zum Kampfe aufgerufene Nation für ihre gerechte Sache erfüllen werde. Im Uebrigen war seiner Rede eine milde Färbung zu eigen, wie wir sie kaum noch an ihm wahrgenommen. Er sprach auch zumeist bedächtig, langsam, was sonst seine Weise nicht ist. Das lag zum Theile an dem vorbereiteten Charakter der Rede, zum Theile auch an der Wichtigkeit der europäischen Dinge, von denen er handelte und wovon er selbst sagte, daß ein Wort zu viel verderben, viele Worte aber wenig nützen könnten. Und dort, rechts oben, saß Prinz Wilhelm unverwandten Auges und hörte zu mit gespannten Mienen. Der Prinz, dessen kurzer blonder Schnurrbart unter der langen geraden Nase und um den schmalen Mund ihm etwas besonders Entschlossenes giebt, trug gestern zum ersten Male in der Oeffentlichkeit die dunkle schmucklose Uniform des Garde-Infanterie-Regiments, an dessen Spitze er seit wenigen Wochen getreten ist, und diese Uniform gab ihm zum Unterschiede von der jugendlichen rothen Husaren-Uniform, die er bisher getragen, etwas Ernstes, Würdiges. So konnte der Blick des Zuschauers mit mancher Frage in die Zukunft zwischen dem dreiundsiebzigjährigen und noch so hochaufgerichteten Kanzler und dem achtundzwanzigjährigen künftigen Erben der deutschen Kaiserkrone hin- und herwandern.

So ruhig der Kanzler auch zu sprechen schien, so unruhig und nervös war er in seinen Bewegungen. Er griff bald nach seinem riesigen Bleistifte, bald nach seinen Blättern, vor Allem aber schien ihn die Zusammensetzung des mit Cognac versetzten Wassers, welches er öfter zur Stärkung nahm, zu beschäftigen, was zu manchen ans Komische grenzenden Auftritten führte. So griff er einmal mechanisch nach rechts, anscheinend mit einer Gewohnheits-Geberde, in der Meinung, nach dem Glas Cognacwasser zu greifen. Das Glas war aber nicht da, statt dessen kam ihm Minister Lucius in den Wurf, der in der Meinung, der Kanzler wolle ihm die Hand reichen, demselben die seine entgegenstreckte. Der Kanzler zog aber die Hand unwirsch zurück und gab seinen Wunsch zu erkennen. Bald kam nun ein Wasserglas gewandert. Es war aber nicht das richtige Fluidum darin; denn aus dem Munde des Redners machte sich ein olympisches Brummen vernehmbar. Erst dann sah man, wie etliche Minister hinter dem Kanzler, Herr v. Bötticher, Lucius und Andere vereint, mit Hilfe einer Weinflasche und verschiedener Gläser an einem zart goldgelb gefärbten, aber sonst ganz klaren Tranke brauten, welcher schließlich den Reichskanzler doch noch mehr zu befriedigen schien als die russische Friedensliebe. Ob der Zusatz Cognac oder Moselwein war, weiß ich nicht genau; nur der Tradition zuliebe sagte ich vorhin Cognac, da ja auch der Kanzler so treu an Traditionen festhält. Nur habe ich aus der Zahl der in der Erregung der Rede getrunkenen Gläser den Schluß gezogen, daß der Fürst entweder die Schweninger-Cur nicht mehr gebraucht oder gestern eine souveraine Ausnahme geleistet hat, welche ja auch Oertel wie Schweninger Leuten von so gesundem Herzen gern gestatten.

Und wahrlich, der Fürst bedurfte der Stärkung. Man merkte ihm an, daß er ungern sprach; man konnte ohne Mühe heraushören, wie peinlich ihm Manches war, was er sagte, und vielleicht, was er verschwieg. Es war ein kunstvoller, stellenweise recht künstlich und gebrechlich gefügter Gedankenbau. Auf drei Fundamenten ruhte dieser Bau: auf der emphatischen Betonung der Friedensliebe Rußlands, auf der ernsten und strengen Abrechnung mit dem ungetreuen Freunde, dem die traditionelle Russenfreundschaft Preußens, als deren Träger der Kanzler selbst sich hinstellte, entgegengehalten wurde; ferner auf der durch Rußlands Abwendung nothwendig gewordenen Verbündung mit Oesterreich, Italien und, wie der Kanzler zum ersten Male berichtete, mit anderen Staaten; endlich auf der entschiedensten Zurückweisung aller Angriffsgedanken und der begeisterten Verkündigung einer unüberwindlichen Abwehr der bis an die Zähne gewappneten deutschen Nation gegen jeden Angreifer. Selten erschien in einer Rede wirkliche Gefühlswärme mit meisterlicher Klugheit so eng gepaart. Man kann es einem friedlich gesinnten Manne nicht schwerer machen, sich zum Kriege zu bekehren, als es der Kanzler dem Zar machte. Er erinnerte ihn an seine friedlichen Worte, er nahm ihm jeden Vorwand für einen Angriff auf die beiden Verbündeten, er lieferte ihm eine staatsmännische Ausrede für die Truppenansammlungen an der preußisch-österreichischen Grenze, er drückte sein Vertrauen aus, daß der Zar selbst einen französischen Angriff nicht benutzen werde, um gegen Deutschland vorzugehen, und er scheute sich nicht, selbst die Franzosen, denen er ja ihre jetzige Friedensliebe bezeugte, noch ein bischen böser hinzustellen, als man nach der übrigen Rede glauben mußte, indem er erklärte, einem französischen Angriffe werde nicht unbedingt der russische folgen, wohl aber einem russischen der französische. Und das Alles, trotzdem nur die russischen Truppenaufstellungen den Ausgangspunct der jüngsten Heeresvermehrung und der Bismarck'schen Rede bilden. Sanfter kann man den vermutheten Feind nicht zum Freunde machen wollen. Und wie geschickt stellte der Kanzler die russische Presse in Gegensatz zum Zar! Wie fein brachte er die Rechnung auf russische Dankbarkeit vor, nicht etwa im Tone des Vorwurfes, sondern im Tone wehmüthiger Erinnerung an eine schöne, entschwundene Zeit!

Dieser geschichtliche Rückblick war ein Meisterstück diplomatischer Historik; nicht umsonst rühmte sich der Kanzler einmal, der Schüler Leopold v. Ranke's zu sein, an dessen Vorliebe zu Generalisationen auch Einiges in der gestrigen Rede erinnerte, wie zum Beispiel die schematische Anschauung von alle zwanzig Jahre auftretenden Orientkrisen, polnischen Aufständen, Regierungswechseln in Frankreich. Auch die Rechnung für Liebesdienste gegen Rußland war sehr wirksam aufgestellt. Sie enthielt zugleich eine interessante politische Enthüllung, wie überhaupt die Rede reich an Enthüllungen war. Der Kanzler erwähnte, daß während des Krimkrieges sogar ein Vertrag der Westmächte mit Friedrich Wilhelm IV. gegen Rußland geschlossen war. Von diesem Abkommen lasen wir bereits in den diplomatischen Erinnerungen des Herrn v. Rothan, damaligen Attachés bei der französischen Gesandtschaft in Berlin (Revue des deux Mondes, 1. November 1887). Derselbe erzählt, daß Frankreich, England und Oesterreich damals mit Preußen eine gemeinsame Note abfaßten, welche die Bande der Heiligen Allianz löste und eigentlich der moralische Bruch mit Rußland war. Die Note, genannt die „Note der vier Garantien", verlangte die Abschaffung des ausschließlichen russischen Protectorats in den Donaufürstenthümern, die freie Donauschifffahrt, die Revision des Meerengenvertrages und den Verzicht Rußlands auf das Protectorat über die orthodoxen Christen des türkischen Reiches. Der französische Diplomat berichtet, daß der König nur mit dem größten Widerwillen und erst auf die dringendsten Bitten seines Ministers v. Manteuffel sich zu diesem Schritte entschloß, daß er aber, als es sich darum handelte, das Protokoll in einen Vertrag zu verwandeln, allen Bitten widerstand. Die Welt dürfte zum ersten Male gestern erfahren haben, daß der heutige Reichskanzler eigentlich derjenige war, welcher den König von dem Verlassen der alten Freundschaft mit Rußland abhielt. Nicht ohne Erbitterung sagte der Kanzler dann, der alte Saldo Rußlands in der preußischen Rechnung sei in Olmütz getilgt und nach dem letzten Orientkriege die deutsche Politik erst recht an die Seite Oesterreichs gedrängt worden.

Was der Kanzler sodann über das Bündniß mit Oesterreich sagte, waren wohlabgemessene Worte der höchsten Staatsraison, nicht der Liebe, und wir können damit nur zufrieden sein, wenn mehr als das freie Band der Herzen, wenn das „dauernde gemeinsame Interesse" den größten Staatsmann der Zeit zu unserm Bundesgenossen macht. Dennoch wird das dankbare Oesterreichergemüth ihm nicht das Wort vergessen: „Ein Staat wie Oesterreich verschwindet nicht." Es wurde dies Wort ergänzt durch die feine Wendung, welche gestern nur Wenige verstanden: „Ein Staat wie Oesterreich wird dadurch, daß man ihn im Stiche läßt, wie es in den Villafranca-Feststellungen angenommen wurde, entfremdet und wird geneigt werden, Dem die Hand zu bieten, der seinerseits der Gegner eines unzuverlässigen Freundes gewesen ist."

Fragen wir uns zuletzt, worauf alle Welt bei der Bismarck'schen Rede gewartet: „Wird es Krieg oder Frieden geben?" so bietet die Antwort für Jedermann eine Enttäuschung, der hiervon eine endgültige Entscheidung erhofft. Der Kanzler zwar erklärte die Besorgniß für unbegründet, aber die Gründe, mit denen er sie zu verscheuchen suchte, waren schwach, und er selbst schien ihre Schwäche zu fühlen. Sieht man genauer zu, so sagte der Kanzler eigentlich nichts Anderes als: Wir haben seit vierzig Jahren beständig Kriegsgefahren gehabt, warum soll denn gerade diesmal etwas daraus werden? Diese Bezugnahme will aber entweder sagen: Bisher ist es mir stets gelungen, und den Frieden zu erhalten, es wird mir doch wohl auch diesmal gelingen; dazu ist aber der Fürst Bismarck zu gewissenhaft, um eine solche Zusage zu machen. Oder er wollte mit jenem vierzigjährigen Friedensbilde den Hörern nur die Aehnlichkeit der Zukunft nahelegen. Dann aber ist diese Aussicht zu schwach beleuchtet. Und in der That ging durch des Kanzlers Rede ein so ernster, fast elegischer Zug, daß man tiefe Bekümmerniß aus ihr heraushörte. Diese Stimmung fand dann in dem erhebenden Vertrauensvotum des gesammten Reichstages ihren Widerklang. Die Scene mag verabredet gewesen sein, aber der Ton, mit welchem der Kanzler, der diesmal nur zu Brüdern gesprochen und jeden scharfen Accent gegen irgend eine Partei vermied, seinen Dank für dieses Entgegenkommen und zugleich das Vertrauen aussprach, daß dasselbe eine wesentliche Verstärkung der Garantien des Friedens bilde, kam unverkennbar aus tiefster Brust. Mit gehobener Stimmung verließ er das Haus und ging hoch aufgerichtet durch die Leipziger Straße nach Hause. Mit einem Jubelschrei stürzte sich die Menge auf ihn, folgte ihm auf den Fersen, und unter unaufhörlichen Ausbrüchen der Begeisterung gelangte er, jeden Schritt sich erkämpfend, in seine Behausung. Dort mag er nun weiter spinnen an dem Räthsel, welches jetzt Europa bewegt und auf welches wir noch keine andere Antwort wissen, als das Goethe'sche Epigramm:

Wer will denn Alles gleich ergründen?
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

Königliches Schwurgericht.

V. Sitzung.

Der Schwurgerichtshof bestand wiederum aus den Herren Präsident Landgerichts-Director Justizrath von Bose, Landgerichts-Räthen Wolf und Gruber; die Anklage führte Herr Staatsanwalt Meißner, die Vertheidigung Herr Rechtsanwalt Justizrath Ausfeld; als Geschworene fungirten die Herren Clauß-Leipzig, Adam-Leipzig, Schade-[illegible], [illegible]-Mölbis, Dr. Wilhelmi-Reudnitz, [illegible]-Knauthleeberg, Breiting-Gaulis, Kunze-Kolbitz, v. Pruß-Brandis, Fick-Dölitz, Jenker-Leipzig und Anders-Lützschena.

Die Maurersfrau Wilhelmine verehel. Schaaf aus Leutzsch war des Meineids beschuldigt. In einer von einer gewissen Hennig gegen die Schaaf seiner Zeit erhobenen Privatanklagesache war die Beklagte wegen Beleidigung zu 20 ℳ Geldstrafe und Tragung der Kosten des Verfahrens verurtheilt, vom Ehemann der Angeklagten, dem Maurer Schaaf, auch die Strafe bezahlt worden. Da jedoch die der Klägerin zu erstattenden Kosten unberichtigt gelassen worden waren, so hatte Letztere das Zwangsvollstreckungs-Verfahren beantragt. Bei der Auspfändung hatte man jedoch Deckung nicht erlangen können, so daß die Schaaf zu Leistung des Offenbarungseides und vorheriger Aufstellung des gesetzlich vorgeschriebenen Vermögensverzeichnisses veranlaßt wurde; sie kam dieser Verpflichtung nach und leistete am 4. April 1887 an Gerichtsstelle einen Eid dahin ab, daß in dem eingereichten Verzeichnisse ihr Vermögen vollständig angegeben und wissentlich Nichts verschwiegen sei.

Nun wurde aber ermittelt, daß die Schaaf nach der Verheirathung mit ihrem jetzigen Ehemanne demselben ein väterliches Erbtheil von 1800 ℳ eingebracht und dasselbe nach des Vaters Tode in Wurzen in Gegenwart ihres Mannes ausgezahlt erhalten, sowie daß Schaaf das Geld zu dem von ihm ausgeführten Bau eines eigenen Hauses verwendet habe, ohne daß das Geld auf dem Grundstück hypothekarisch eingetragen worden war.

Die Angeklagte, welche somit sich eines Meineids schuldig gemacht hatte, betrat den Gerichtssaal im höchsten Grade der Aufregung und unter Anzeichen von Ohnmacht, gab aber doch nochmals klare Antworten; dieselben gingen im Großen und Ganzen dahin, daß sie an die schon in den siebziger Jahren eingebrachten 1800 ℳ gar nicht mehr gedacht haben will. Von Seiten des Herrn Referendar Keil, welcher seiner Zeit der Angeklagten den Offenbarungseid abgenommen hatte, wurde versichert, daß er die Schaaf bei Ueberreichung des Vermögens-Verzeichnisses in eingehender Weise und nach Allem gefragt habe. Einige Zeugen bestätigen, daß die Schaaf zu ihnen Aeußerungen gethan habe, nach welchen sie um ihr Vermögen gewußt hätte. Die Angeklagte bestreitet dies; andererseits wurde zugegeben, daß die Angeklagte und auch bis in die neuere Zeit an Krampfanfällen leide.

Nach geschlossener Beweisaufnahme vertrat die königl. Staatsanwaltschaft die Ansicht, daß ihr die Schwäche der Angeklagten als eine gewissermaßen erkünstelte erscheine, daß sie jedoch nicht verkenne, daß die Angeklagte zur Zeit der Eidesleistung ihrer baldigen Niederkunft entgegensah. Die königl. Staatsanwaltschaft enthielt sich daher eines bestimmten Antrags und gab die Beantwortung der einzigen, auf Meineid gerichteten Schuldfrage dem Ermessen der Herren Geschworenen anheim, während die Vertheidigung für Verneinung der Schuldfrage plaidirte.

Die Geschworenen sprachen das Nichtschuldig aus, und demgemäß wurde die Schaaf von der erhobenen Anklage freigesprochen.

Königliches Landgericht.

II. Strafkammer.

I. Der Provisionsreisende Artur Fleischer aus Görlitz(?), 30 Jahre alt, hatte sich wegen mehrfacher größerer Unterschlagungen zu verantworten. Der wegen dieses Vergehens bereits vorbestrafte Angeklagte war im Juni 1886 von dem hiesigen Drahtwaarenfabrikanten W. zum provisionsweisen Vertrieb dieser Artikel mit wöchentlich 10 ℳ Fixum engagirt. Außerdem erhielt derselbe noch 10 resp. 20 Procent des von ihm gemachten Umsatzes. Herr W. kaufte dem Angeklagten auch beim Antritt noch Garderobe, damit derselbe sich bei den Kunden anständig präsentiren könne. Auch sonst hielt ihn W. nicht schlecht. Der Angeklagte befand sich jedoch stets in pecuniär bedrängter Lage, so daß er sich schließlich, als ihm W. das Incasso außenstehender Forderungen übertrug, an denselben vergriff. In der Zeit vom März bis October 1887 unterschlug er ca. 180 ℳ, soweit es der als Zeuge geladene W. bis jetzt constatiren konnte. In der Verhandlung suchte der Angeklagte sein Vergehen damit zu entschuldigen, daß er sich in fortwährender Noth befunden habe. Das Urtheil lautete auf 5 Monate Gefängniß.

II. Der Dienstknecht C. W. Paul Feske aus Ottewig, 27 Jahre alt, hatte sich im November v. J. des einfachen und schweren Diebstahls in 6 Fällen schuldig gemacht. Er hatte kleinere Geldbeträge theils mittelst Nachschlüssels aus verschlossenen, theils aus